

Zeitschrift: Fachzeitschrift Heim
Herausgeber: Heimverband Schweiz
Band: 73 (2002)
Heft: 6

Artikel: Plädoyer fürs verbleiben
Autor: Schmid, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-813068>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

PLÄDOYER FÜRS VERBLEIBEN

Von Peter Schmid

Verweilen und Aufbruch – oder Ausflucht?

Das Gedicht «An Hölderlin» von Rainer Maria Rilke beginnt mit den Zeilen:

«Verweilung, auch am Vertrautesten nicht, ist uns gegeben; aus den erfüllten Bildern stürzt der Geist zu plötzlich zu füllenden; Seen sind erst im Ewigen.»

Gar manches kann aus diesen Zeilen herausgehört oder in sie hineininterpretiert werden. Dass der Mensch ein suchendes, sehnüchiges, unruhiges Wesen ist, davon finden sich Belegstellen in der grossen Weltliteratur, in der Fachliteratur von Philosophie, Psychologie und Pädagogik bis hin zu Augustin, für den die irdischen Seelen von Unruhe gezeichnet sind und erst in Gott zur Ruhe gelangen. Es bleibt offenbar des Menschen Schicksal, sein Leben lang von Unruhe getrieben zu sein, aber immer in der Hoffnung, endlich zu finden, was er meint. Selbst das Vertrauteste, das Heim, das Haus, die Beziehungen, können sich entleeren, der Geist aus ihnen entschwinden und irgendwo anders wieder sichtbar werden. Dennoch: Ruhe und Erfüllung waren für eine gewisse Zeit Wirklichkeit geworden, ohne sie hätte sich Vertrautheit gar nicht eingestellt. Es bleibt also zu unterscheiden zwischen einer Unruhe, die Aufbruch bedeutet aus der Tiefe vorausgegangener Erkenntnis, und der Unruhe, die sich einstellt, bevor etwas vertraut geworden ist und die die Menschen gerade daran hindert, Vertrauen zu fassen und das Verweilen zu wagen. Die zweite Form der Unruhe führt in vielerlei Arten der Flucht.

Nun lässt sich jedoch nicht so einfach ausmachen, welche Arten von Wechsel und Veränderungen im Rilkeschen Sinne einer tieferen Notwendigkeit entsprechen, und welche lediglich nur Fluchtreaktionen sind und keinerlei nachhaltige Spuren von Lebensreife aufweisen. Es ist dann auch mehr ein innerer Aufbruch, der es nicht nötig macht, auch die äusseren Zelte abzubrechen. Ihm geht das Verweilen voran.

Unsere Zeit ist geprägt von generellem Misstrauen gegenüber allem Bleibenden.

Das allein Beständige, so heisst eine Wortspielerei, sei der Wandel. Und in der Tat erleben wir täglich, wie sich unser Umfeld durch die technischen Errungenschaften wandelt, Flexibilität am Arbeitsplatz gefordert wird und Veränderungen in allen Lebensbereichen anstehen. Was sich über eine gewisse Zeit nicht ohne Schwierigkeiten bewältigen lässt, wird nicht mehr weiter verfolgt, obwohl ja auf die Dauer nur tragfähig ist, was den Stürmen standhält.

Der wirkliche Aufbruch ist also nur nach dem Standhalten möglich.

Der vorauselende Wechsel ist Ausflucht und führt nicht weiter. Daraus folgt, dass nicht jede Veränderung auch sinnvoll und Zeichen der Reife ist. Im Gegen teil: sie ist zum grösseren Teil Flucht.

Darum sei, einmal mehr, der heutigen Lebensauffassung, die auf Wandel, rasche Veränderung und Neubeginn bedacht ist, in ihrem eigentlichen Interesse eine Gegenthese gegenübergestellt, der fürs Erste einmal Nachachtung verschafft werden sollte.

Ich plädiere fürs Verbleiben.

Fürs Verbleiben, bis etwas wirklich und nicht blass vermeintlich vertraut geworden ist: in einer einmal gewählten Partnerschaft, im Beruf, am Ort und im Land, die einem Heimat geworden sind.

Stabilität und Kontinuität als Lebensprinzipien

Wer sich etwas zum Lebensprinzip macht, hat allerdings darauf zu achten, dass daraus kein Dogma wird. *Nicht Stabilität um jeden Preis ist das Ziel, sondern die Stabilität in ihren Chancen und Möglichkeiten ausschöpfen.* Anlässlich eines Gesprächs über Benediktinerregeln überreichte mir einst der Prior des Klosters Fischingen einen Auszug aus den Satzungen der Schweizer Benediktinerkongregation. Darin ist zum Stichwort «Beständigkeit» (stabilitas) Folgendes zu entnehmen:

- Im Gelübde der Beständigkeit bindet sich der Mönch lebenslang an eine bestimmte Klostergemeinschaft und ist bereit, bis zum Tod im Kloster zu leben. Diese enge Bindung fördert das gegenseitige Vertrauen in der Klosterfamilie und schenkt dem einzelnen Geborgenheit und Ermutigung. Die Beständigkeit ermöglicht beharrliche Hinwendung zu Gott, treuen brüderlichen Dienst und ausdauernde Zusammenarbeit. Sie gliedert den Mönch in ein religiös und kulturell wertvolles Erbe ein.

Die Beständigkeit darf jedoch nicht zu Erstarrung und zu geistiger Enge führen. Die Mönche sollten nicht ängstlich an zeitbedingten Vorstellungen und am irdischen Besitzstand festhalten.

- Im Laufe der Geschichte sind den Klöstern Aufgaben zugewachsen, die eine längere Abwesenheit vom Kloster erfordern. Diese widerspricht dem Gelübde der Beständigkeit nicht, wenn sie im Gehorsam geschieht und wenn die innere Verbundenheit mit der Gemeinschaft gepflegt wird.

Manch einer wird sich fragen, was denn heutzutage klösterliche Satzungen in Fragen der allgemeinen Lebensgestaltung zu suchen haben. Kann man in Zeiten des sogenannten Wertpluralismus noch solche Ausschliesslichkeiten fordern? Lassen sich Prinzipien klösterlicher Lebensgemeinschaften überhaupt auf die moderne Zivilisation übertragen? Was in diesem Zusammenhang interessiert, ist fürs Erste nicht der theologische, sondern der anthropologische Aspekt dieser Regeln. So geht es vorerst weniger um die Beziehung zu Gott, vielmehr um das Verhältnis der Menschen untereinander und die dafür erforderlichen Verantwortlichkeiten, ohne welche letztlich auch ein Glaube nur schwerlich zur Reife gelangt. Und die klösterliche Gemeinschaft steht zunächst lediglich für jede andere Form des Zusammenlebens, von der Beharrungsvermögen und Treue erwartet wird. Die klare Verbindlichkeit der Benediktinerregel verhilft dazu, das zu beachten, was wieder vermehrt in allen Formen des Gemeinschaftslebens Einlass finden sollte.

Verbleiben an Ort und Festigkeit in der Gemeinschaft

In den beiden erwähnten und nacheinander aufgeföhrten Satzungen lassen sich zwei Arten von Beständigkeit unterscheiden. Sie werden in den benediktinischen Klostergemeinschaften «stabilitas loci» und «stabilitas in congregatione» genannt.

Stabilitas loci bedeutet, einem Ort, für den man sich einmal entschieden hat, die Treue zu bewahren. Das braucht einem nicht schwer zu fallen und kann etwas ganz Selbstverständliches sein: zu wissen, wo man hingehört, wo man sich geborgen und aufgehoben fühlt. Davon lässt man sich nicht so schnell abbringen und ist auch bereit, in schwierigeren Zeiten durchzuhalten und seinen Beitrag zu leisten, dass es wieder wohnlich wird.

«Stabilitas loci» als Lebensprinzip bedeutet dennoch nicht ängstliches Kleben an Ort, ein die Fremde scheuendes Spiessertum, sondern Hingezogenheit und Treue zu einem neu entdeckten Flecken Erde, Hingerissenheit durch eine überwältigende Landschaft, die man vermisst, wenn sie nicht regelmässig wieder aufgesucht wird.

Freilich stellt sich solche Begeisterung nicht immer spontan ein. Es braucht auch Geduld, erst einmal zu verweilen, wo man sich niedergelassen hat. Wer vorschnell die Zelte wieder abbricht, wenn sich gewisse Wünsche nicht erfüllen, wird ständig auf der Suche bleiben und keine Erfüllung finden. Die eigenen Erwartungen sind das Hindernis wirklicher Begegnung und damit jeder echten Hoffnung.

Die Sehnsucht nach der Ferne ist im Grunde nicht einfach Bedürfnis nach Abwechslung, sondern lebt aus der Hoffnung, etwas zu finden, wo man wie nirgends sonst zu Hause ist. Hat man es einmal gefunden, dann freilich wird auch dies ein Ort des ständigen Wiederaufsuchens, ein Ort der Beständigkeit.

Ein Ort lebt aber ganz entscheidend von den Beziehungen, die sich dort ergeben. «Nur wo du bist, entsteht ein Ort» (Rilke). Also sind es letztlich die Beziehungen, die einem wichtig sind und Bestand haben sollen, selbst dann, wenn die Standorte wechseln. Die Stabilität der Gemeinschaft garantiert letztlich die Verwurzelung und das erneute Fussfassen im Wechsel der Geschehnisse. Wo es den Beziehungen an Tiefe mangelt, setzen hektisches Suchen, zielloses Umher-schweifen, eine allgemeine Unruhe ein.

«Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah,
Lerne nur das Glück begreifen,
denn das Glück ist immer da.» (Goethe)

Auf dieses verborgene Glück kommt es an. Es drängt sich nicht auf, es lässt sich verspüren nach langer Geduld.

Verbleiben in der Lebensgemeinschaft

Albert Camus hat einmal gesagt: «Einen Menschen lieben heisst einwilligen, mit ihm alt zu werden.» Damit ist eigentlich schon gesagt, worauf es ankäme, damit das Verbleiben zur Selbstverständlichkeit würde. Aber die Liebe, um die es hier geht, ist nicht das, was man für gewöhnlich darunter zu verstehen meint. Es ist eine Liebe, die nicht von allem Anfang an da ist und erst noch gelernt werden muss. Welche Art von Liebe einer zwischenmenschlichen Verbindung Dauer verleiht und sie festigt, das muss jetzt erst noch aufgezeigt werden. In seinem Buch «Ermutigung zum unzeitgemässen Leben», einem Brevier der Tugenden und Werte, unterscheidet der französische Philosoph André Comte-Sponville, in Anlehnung an abendländische Traditionen drei Arten der Liebe: *Eros*, *Philia* und *Agape*. Diese drei Formen der Liebe gehen im Laufe der Lebensentwicklung auseinander hervor, sind aber ihrem Wesen nach von prägnanter Verschiedenheit.

Eros

Lieben im Sinne von Eros heisst: auf der Suche sein nach dem, was man ganz besitzen möchte.

Insofern ist Eros nicht einfach Begierde, denn Begierde ist nicht wählisch. Sie nimmt vorlieb mit dem, was ihr zur Verfügung steht und seine Sinnlichkeit befriedigt, so wie der Hungrige eben zu essen verlangt und ungefragt auch mag, was er isst, und nicht nur isst, was er mag. Eros trifft hingegen eine Auswahl, zieht ein Liebesobjekt allen andern vor. Eine solche Bindung braucht deswegen auch nicht lange zu dauern, aber für den Moment ist sie von dem Gefühl beherrscht, dass es nur dieses Wesen und kein anderes sein kann, das diese Leidenschaft verdient.

Eros ist voller Erwartungen.

Werden diese nicht erfüllt, geht er wieder auf die Suche, verlässt das eben noch vorgezogene Wesen seiner Zuneigung. Darauf basiert der Wechsel, der

ewige Versuch und die ihm nachfolgende Enttäuschung. All dies ist heute zur alltäglichen Routine geworden, so dass die Zahl der Ehescheidungen bald mit derjenigen der Eheschliessungen die Waage hält. Solches Gehabe mag modern gelten, jeder Verzicht als verpasste Gelegenheit gesehen werden. Recht beisehen kann ebenso jeder Wechsel als eine nicht wahrgenommene Chance betrachtet werden, bei welcher sich nur einmal mehr alles wiederholt ohne dass der Mensch eine Reifestufe höher gelangt.

Philia

Würde der Mensch nur lieben, was seine Sinne reizt und seinen Erwartungen entspricht, so wäre er ruhelos unterwegs, stets unzufrieden, hungrig und bis ins Masslose anspruchsvoll. In der Tat ist es ein Zeichen unserer Zeit, dass Eros überhandnimmt und die Gemeinschaften zerstört, die nur aufgrund einer andern Form von Liebe Bestand haben können.

Die Eltern müssen lernen, die Kinder so zu lieben, wie sie sind, und nicht, wie sie sie gerne haben möchten. Und irgendwann müssen sich die Ehepartner so akzeptieren lernen, wie sie sind, was freilich nicht heisst, zu resignieren, aber immer wieder von dem auszugehen, was ist.

Wenn man nicht hat, was man liebt, muss man lieben, was man hat.

Das tönt wohl in manchen Ohren wie Resignation. Was einem bleibt, muss jedoch nicht weniger sein. Die Wunschvorstellungen vielmehr lassen einem arm, machen blind für ganz neue Qualitäten, die es wert wären, beachtet zu werden. Und sie wären die Voraussetzung dafür, etwas länger zu verweilen. Dafür muss man sich Zeit lassen und Zeit verstreichen lassen. Der schnelle Wechsel, sich rasch lösen und erneut verbinden, ist oft nichts anderes als sich einmal mehr an Ort im Kreis bewegen.

Agape

Die reifste Form der Liebe ist Agape. Sie ist ausschliesslich sich verschenkende Liebe.

Während Eros liebt um gewisser Vorzüge willen, Philia an ihre Grenzen käme, wo sie nichts Liebenswertes vorfände, ist Agape die voraussetzungslose Liebe. Sie macht ihre Zuneigung nicht von Vorzügen abhängig und sieht über die Nachteile hinweg, weil sie ihr als unbedeutend erscheinen. Agape erwartet keine Gegenliebe. Sie entspringt der Fülle, nicht dem Mangel. Sie ist selbst

wertschaffendes Prinzip. Viele Gleichnisse im Neuen Testament sind Allegorien dieser Liebe. Der Liebe in Form der Agape bedürfen also gerade jene Menschen, die im landläufigen Verständnis keine Liebe verdienen und denen keine entgegengebracht wird, ja oft aus eigenem Verschulden sich die Zuneigung verscherzt haben. In ihnen soll die Liebe etwas entfachen, wodurch sie gerade wieder liebenswert werden. Treue, welche Agape zur Quelle hat, ist nicht einfach Ausdruck moralischen Pflichtgefühls, sie ist freiwilliges Sichverschenken für den andern aus eigenem, unerschöpflichem innerem Reichtum. Kann nun aber ein derart hoher Anspruch von Liebe an uns Menschen gestellt werden? Gewiss nicht in seiner Vollkommenheit und Reinheit. Aber hätten wir überhaupt die Kraft, für andere da zu sein, die uns ganz in Anspruch nehmen, uns das Leben zuweilen schwer machen und unser Vertrauen missbrauchen, wenn da nicht Agape wenigstens in Ansätzen im Spiele wäre? «Die meisten Menschen brauchen mehr Liebe als sie verdienen», sagt Marie von Ebner-Eschenbach.

Zwischenmenschliche Treue als gewordene Selbstverständlichkeit

Agape ist wohl der höchste Anspruch, der an uns Menschen gestellt ist. Und doch sind die anderen Formen der Liebe ohne sie nicht lebensfähig. Denn nur das hat auf längere Sicht Bestand, was nicht zum vornehrenein an Vorbedingungen geknüpft ist. Und Hoffnungen erhalten Raum, wo sie nicht von falschen Erwartungen bedrängt werden. Freilich erzwingen lässt sich Agape als die sich verschenkende Liebe am allerwenigsten. Ihre Chance besteht aber im Aushalten, im Durchstehen, im Warten und in der Beschränkung der Beziehungen, die es in unserem Lebensumfeld zu pflegen gilt. An ihnen wächst die Liebe, die mit zunehmendem Alter allein noch Bestand hat, auch wenn Vitalität und Spannkraft nachlassen und immer weniger als ihr kraftvoller Ausdruck spürbar sind. Agape und Philia sind nicht einfach Ersatz für Eros. Sie geben ihm Aufschwung, indem die schwindende Intensität dafür mehr Qualität und Tiefe erlangt.

Fürs Verbleiben plädieren heißt nicht, es zum Dogma zu erheben.

Es sei lediglich als Ratschlag verstanden, nicht bei ersten, ernsthaften Schwierigkeiten die Flucht zu ergreifen in der Erwartung, anderswo und in neuer Beziehung es besser zu haben, noch dazu



Beständig bleiben: Es war gut so wie war ...,

Fotos Erika Ritter

ohne selbst einen entscheidenden Beitrag leisten zu müssen. Die Lasten, die einem im Leben auferlegt sind, sind nicht dazu geeignet, sie auf andere zu übertragen. In bedrängender, nicht mehr erträglich scheinender Situation ist Flucht nicht der einzige Ausweg, mehrheitlich ist er der falsche. Aber das erkennt nur, wer erst einmal abwartet, eine Lage aushält, durchsteht und dafür einsteht, wofür er sich einmal entschieden hat. Erst im Rückblick ist zu erkennen, dass sich Dinge wieder fügen, von denen man nicht im Entferntesten noch daran glaubte, dass sie jemals wieder zusammengehen werden.

Verbleiben im Beruf

Die Beziehung zu Menschen und das Verhältnis zum Beruf sind zwar zwei verschiedene Dinge, und doch haben sie eines gemeinsam: auch beim letzteren stellt sich früher oder später einmal die Frage, ob man ihm unter bestimmten Umständen noch die Treue halten möchte. Selbst wer sich darum bemüht, sein Bestes zu geben, sieht sich heute Tendenzen ausgesetzt, die es einem schwer machen, unter all diesen Umständen bei der Stange zu bleiben. Die Zahl der Dienstjahre in einem Betrieb sind kein Qualitätsmerkmal mehr, da Erfahrung in der heutigen Zeit des stetigen Wandels und der Geschichtslosigkeit dem Neuen im Wege steht und von da her mehr als Last denn als Nutzen empfunden wird. Wer also gedenkt, sich an seinem Arbeitsplatz zu verabschieden, wird von niemandem zurück-

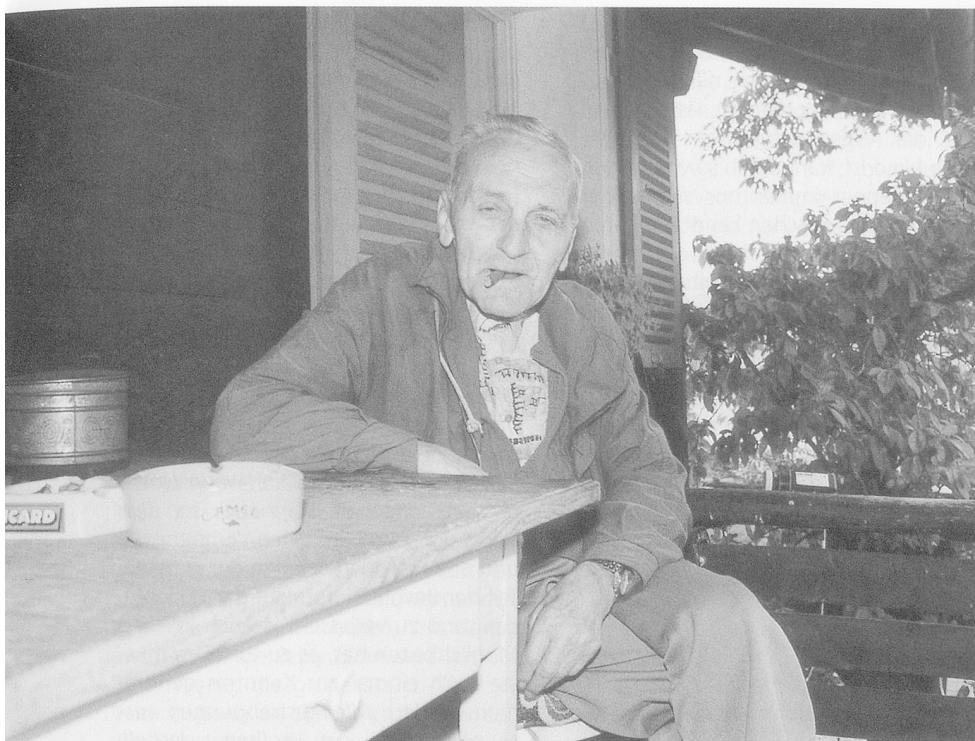
gehalten. Was man dabei zu wenig einkalkuliert, ist die Tatsache, dass an einem andern Ort die Zeit auch nicht stehen geblieben ist, und man dort unter Umständen noch einen grösseren Wissensrückstand aufzuholen hat als am alten Ort. Freilich, wenn einem gekündigt wird, hat man keine andere Wahl, als eine neue Stelle zu suchen oder sich auf das süsse Gift der Arbeitslosenentschädigung einzulassen. Wer das nicht will, hat es mindestens in der Hand, nicht aus eigenen Stücken seine angestammte Tätigkeit leichtfertig aufzugeben.

Job, Beruf, Berufung

Deshalb kommt es auch im Beruf darauf an, wie verbindlich, verpflichtend und erfüllend er für einen ist. Auch in eine berufliche Tätigkeit kann man nicht einfach Erwartungen setzen, ohne selber Erwartungen zu erfüllen, die der Beruf an uns stellt.

Wer sich darüber beklagt, dass eine Arbeit, die er versieht, ihn nicht befriedige, muss sich die Gegenfrage gefallen lassen, ob er denn die Arbeit auch in jeder Hinsicht zufriedenstellend ausführt. Ist sie für ihn nur Gelegenheit, einen ausreichenden Lohn zu erhalten, und die augenblicklich wieder aufgegeben wird, wenn anderswo, gleichgültig in welchem Tätigkeitsbereich, mehr zu holen ist?

Es ist heute Mode geworden, nicht mehr von Beruf, sondern vom eigenen «Job» zu sprechen. Dass mit solchen Modewörtern sich auch unmerklich



... es ist gut so wie es ist.

fragwürdige Grundhaltungen einschleichen, darf nicht unterschätzt werden. Ein Job ist, im Gegensatz zum Beruf, mehr nur Beschäftigung als Arbeit, eine blosse Gelegenheit zum Geld verdienen. Natürlich kann man in der heutigen Zeit dazu gezwungen sein, eine Tätigkeit anzunehmen, mit der man sich nicht zu identifizieren vermag, und die man auch wieder aufgibt, wenn sich etwas Betteres anbietet. Gleichwohl verpasst man eine Chance, wenn man den Job nur oberflächlich ausübt und auf die Anforderungen, die er an uns stellt, nicht mit ganzem Einsatz aufwartet. Aus einer mehr durch Zufall oder Not ergriffenen Tätigkeit kann bei gewissenhafter Erfüllung auch ein Beruf werden, gerade durch das, was wir selbst aus ihm machen und wie wir die Erwartungen, die an uns gestellt werden, zu erfüllen gewillt sind.

Ob der einmal gewählte Beruf zu einer Berufung wird, das hängt letztlich dann nur noch von unserem eigenen Dazutun ab. Wenn die Aufgaben, die anstehen, nicht mehr als Zumutung erlebt, sondern als täglich sich ergebende spannungsreiche Erlebnisse freudig begrüßt und mit Leichtigkeit an die Hand genommen werden, das ergibt sich nicht einfach aus den Gegebenheiten selbst, sondern nur daraus, dass wir aus nie erlahmendem Bemühen heraus unsere Voraussetzungen im Können darauf ausgerichtet und vervollkommen haben. Was zur Berufung geworden ist, reicht weit über die konkrete berufliche Tätigkeit hinaus

und hat begonnen, sich in allen Lebensbereichen auszuwirken. Was man an einem bestimmten Ort erfahren und gelernt hat, hat seinen Segen auch ausserhalb des beruflichen Tuns.

Treue trotz allem am angestammten Arbeitsplatz

Im Laufe der Lebensarbeitszeit gibt es eine Menge von Ereignissen, die es einem nicht leicht machen, an der einmal innegehabten Stelle und Funktion innerhalb einer beruflichen Sparte zu verbleiben. Doch auch hier gilt die bereits erwähnte Feststellung, dass man sich auch zu früh, das heißt bevor die Möglichkeiten voll ausgeschöpft sind, wieder aus dem Staube zu machen versucht ist.

Man beklagt sich beispielsweise über die Arbeit oder bestimmte Arbeitsgänge, die als zu langweilig, zu einseitig oder als nicht zumutbar eingestuft werden. Solcherlei Arbeit wird dann leichtfertig auch als sinnlos abqualifiziert. Dem ist entgegenzuhalten, dass jede noch so einseitige und eintönige Tätigkeit, wenn sie, vom Wesen der Arbeit her, als Aufgabe verstanden wird und einer Notwendigkeit entspricht, nie sinnlos ist. Auch das Sozialprestige, das mit einer verlorengegangenen beruflichen Tätigkeit und Funktion verbunden war, ist kein Grund dafür, eine «niederere» Arbeit zu verweigern. (Dies wird zum Glück durch einen Entscheid des eidgenössischen Versicherungsgerichts unterstützt, wonach die Annahme von weniger gut bezahlter Arbeit durch Arbeitslose nicht durch eine entsprechen-

de Kürzung der späteren Arbeitslosenentschädigungen bestraft werden dürfe.) – Auch hier muss derselbe Lernprozess in Gang kommen. *Nicht wir haben die Erwartungen an den Beruf zu stellen, sondern dem Beruf und allem, was er von uns verlangt, Genüge zu tun.* Dann wird es mit der Zeit immer weniger langweilige Dinge geben, und jede Aufgabe, die an uns gestellt wird, hat ihre interessante Seite, wenn man bereit ist, in sie einzudringen, sie mit dem nötigen Ernst und der erforderlichen Beharrlichkeit zu verfolgen.

Es können sich in einem Betrieb, in einer Schule oder einem Amt die Ziele, die Inhalte, der Geist und der zwischenmenschliche Umgang ändern. Die Frage stellt sich dann wohl, ob man nicht nur das, was einem lieb geworden ist, sondern auch das, was man von der Sache selbst her für wesentlicher hält, einfach aufgeben muss oder aber dann die Stelle selbst kündigen soll. Auch da ergibt sich nicht definitiv nur die Alternative zwischen Anpassung oder Auszug. Selbstverständlich gilt es, sich auf Neues erst einmal einzulassen, es unvoreingenommen auf seine Tauglichkeit zu prüfen, bevor man es negiert. *Aber man soll nicht vorschnell sich auf etwas einlassen, das einem zu innerst widerstrebt. Denn das, was die uns anvertrauten Mitmenschen jederzeit akzeptieren, ist Glaubwürdigkeit, Übereinstimmung von Denken und Tun, Überzeugung und Verhalten.* Opportunismus, zudem erst noch verknüpft mit innerer Zwiespältigkeit, ist auf die Dauer für einen selbst und die Umgebung nicht auszuhalten. Gegebenenfalls muss man eben etwas so tun, handhaben und vertreten, wie man es selber für richtig hält, auch wenn man sich damit zeitweise ausserhalb der üblichen Gepflogenheiten stellt.

Gerade dann, wenn man einem Arbeitsplatz über Jahrzehnte die Treue hält, oder auch nur im Arbeitsprozess älter wird, wechseln die Vorgesetzten, auch nicht immer zur grossen Freude. Was nun, wenn der Chef altersmäßig der eigene Sohn sein könnte? Muss man sich deshalb gekränkt fühlen und den Hut nehmen? Doch gerade nicht! Aber nun ist wiederum eine Grundhaltung gefragt, die sich im Laufe der eigenen Lebenserfahrungen herausgebildet haben sollte: Wir dürfen auch jüngeren Kräften zugestehen, dass sie die Aufgabe auf ihre Weise, wenn auch mit andern Akzentsetzungen, gut bewältigen. Das ist Güte als gelebte Tugend im Beruf. *Die Wechsel nicht akzeptieren hiesse ja, das Leben, das sich stets erneuert, zu negieren.* Die Jungen haben ihre eigenen Vorteile, wie sie an die Aufgaben herange-

hen, die älteren mögen andere Prioritäten setzen. Beides kann für etwas gut sein, und darum ist die Verschiedenheit ein Vorzug für die ebenso mannigfaltigen Aufgaben, die es zu erfüllen gilt.

Treue besteht gewiss nicht im bedingungslosen sich Festklammern an der bisher innegehabten Stelle. Aber immerhin so weit, bis klar genug geworden ist, dass die Verabschiedung wohl begründet ist und sich als Entscheidung klar herauskristallisiert hat.

Verbleiben im eigenen Land

Was in der Beziehung zu Menschen und im Verhältnis zum Beruf seine Richtigkeit hat, lässt sich auch über die *Bindung an die einem vertraute Gegend* vertreten. Örtliche Beständigkeit heißt, an einem Ort wohnen bleiben, an dem man sich niedergelassen und eingerichtet hat. In früheren Zeiten ergab sich dies fast von selbst, da es technisch nicht möglich war, rasche Ortswechsel vorzunehmen. Reisen war beschwerlich und mit beträchtlichem Zeitaufwand verbunden. Auch in Notzeiten galt es wohl oder übel, an jenem Flecken Erde auszuhalten, auf dem man sein Leben bis dahin verbracht hatte. Beides hat sich heute grundlegend geändert.

Unbegrenzte Mobilität und Beschaulichkeit des Reisens

Wer will sich denn im Ernst das Zuhausebleiben zum Lebensinhalt machen, auf weite Reisen und abwechslungsreiche Ferien verzichten? Niemand will den Eindruck erwecken, ein Spiesser und Stubenhocker zu sein, und wenn die Nachbarn nach Kanada, Hawaii oder Neu Seeland verreisen, so ist wohl die naheliegendere Reaktion, es ihnen gleichzutun, auf jeden Fall nicht schon von vornehmerein darauf zu verzichten. *Dabei bleibt gänzlich unbeachtet, dass dies keineswegs den Bedürfnissen der Kinder entspricht, die sich solchen Reisestrapazen oft nur widerwillig unterziehen oder doch sehr rasch davon genug haben.* Und von den Kindern hätten wir in dieser Hinsicht noch etwas zu lernen. Nicht dass wir die Ferien ausschliesslich zu Hause verbringen, wohl aber, dass ein *Ferienort, der wirkliche Erholung bietet, am liebsten immer wieder aufgesucht wird*, weil die Erlebnisse, je länger man an einem Ort verweilt, tiefer, nachhaltiger und im Grunde fast unerschöpflich werden. Aber dazu ist das Verweilen erforderlich.

«Wozu denn in die Ferne schweifen – sieh, das Gute liegt so nah!»

Das ist keine Aufforderung, zu Hause zu bleiben. Aber es ist die Erkenntnis, dass auch in überschaubaren näheren Räumen sich vieles entdecken lässt, sofern man die Augen dafür offen hat. Wer dafür blind ist, kann noch so weit reisen und begegnet immer nur sich selber und dem, was er schon kennt. Er lebt in altgewohnter Manier, auch am neuen Ort. Es genügt nicht, die halbe Welt bereist zu haben, man muss sich ihr gegenüber auch öffnen. Doch das hat seine Grenzen, darum ist eine begrenzte Auswahl von Reisezielen, die man auch später wieder aufsucht, mit nachhaltigeren Erlebnissen verbunden als die grösstmögliche Abwechslung in den bereisten Gebieten.

Im Vertrauten findet man das Überraschende; im Fremden sucht man oft nur seinesgleichen.

Je grösser und günstiger die Reiseangebote sind, desto mehr verleiten sie auch zu Aktivismus, Hektik, Stress. Je überladener das Programm, desto weniger Zeit steht zur Verfügung, und es bleibt alles an der Oberfläche, lässt Enttäuschung zurück und weckt sogleich wieder das Verlangen, anderes zu erleben.

Mobilismus enthält deutliche Züge von Lebensflucht.

Natürlich ist Leben verbunden mit Bewegung – aber Bewegung ist nicht das ganze Leben. Das suchtartig sich steigernde Bedürfnis nach Mobilität ist, wie jede Sucht, letztlich lebensbedrohend, und es gilt, im Interesse der Erhaltung von Lebensgrundlagen, die exzessive Mobilität, die nur mit fossiler Energie bewerkstelligt wird, ganz massiv einzudämmen. Wir sind heute an einem Punkt angelangt, der gebietrisch verlangt, die Flugreisen zur Ausnahme statt zur Regel zu machen. So betrachtet ist die weltweit sinkende Nachfrage von Flugreisen, eigentlich eine gute und langfristig erwünschte Entwicklung. Die Qualität von Urlaub und Reisen braucht darob keine Einbussen zu erleiden. Der grösste Teil des Personen- und Güterverkehrs entspricht keinem wirklichen Bedarf, sondern nur einem künstlich angeheizten Bedürfnis und partiellen Interessen, die stets auf Kosten des Ganzen gehen und verhältnismässig wenigen zugute kommen.

Zweierlei Flüchtlingselend

Das Flüchtlingswesen, das heute nicht mehr lokal begrenzt ist, sondern sich weltweit ausgetragen hat, wäre in die-

sem Ausmass ohne die Möglichkeiten der verkehrsmässigen Erschlossenheit des Globus nicht denkbar.

Das Flüchtlingselend auf der Welt mahnt allerdings, den Stab nicht zu früh zu brechen gegenüber Menschen, die oft ihrer Lebtag noch nie menschenwürdige Lebensverhältnisse angetroffen haben und denen das nötige Verständnis entgegengebracht und die erforderliche Hilfe zuteil werden soll. Dies gilt insbesondere auch für politisch Verfolgte, die an Leib und Leben bedroht sind. Trotzdem gilt im Grundsatz auch hier: *Die Flucht soll nicht die nahelegendste Option sein, wenn Notlagen entstehen.* Es ist ja auch so, dass selbst unter unwürdigsten Verhältnissen und andauernden Kriegen der grössere Teil der Bevölkerung nicht daran denkt, das Land zu verlassen, ja auch keinerlei Möglichkeiten hat, es zu tun. Das müsste auch einmal zur Kenntnis genommen werden. *Alle Anstrengungen aus senpolitischer Art sollten deshalb hauptsächlich dazu dienen, vor Ort zu helfen und vor allem die Leute dazu zu befähigen und zu ermutigen, sich selbst zu helfen.*

Not macht erforderlich, wenn die Flucht als Ausweg unmöglich ist.

Deshalb sind die ersten Flüchtlinge, die schon bei geringen Schwierigkeiten sich auf den Weg machen, nicht die besten, nur die besser situierten, die es sich arrangieren und finanziell leisten können, ihre Länder zu verlassen. Sie machen damit nur von einer Möglichkeit Gebrauch, die schon immer eine menschliche Reaktion war, und in deren Versuchung wir längst bei weniger gravierenden Lebenssituationen geraten. Sehr rasch pflegen wir ja zu sagen, eine Sache sei «zum Davonlaufen».

Was beabsichtigen Flüchtende? Sie suchen sich Gegenden aus, von denen sie annehmen, dass sich dort besser leben lässt. In erster Linie also erwarten sie etwas und haben weder die Möglichkeit noch den festen Willen, selber etwas dazuzutun. Darum werden sie verständlicherweise auch meistens enttäuscht.

Es gibt eben zweierlei Flüchtlingselend. Das eine ist die äussere Not, der man zu entfliehen glaubt und die sich am neuen Ort oft nicht zum Besseren wendet, weil dort eigenem Dazutun erst recht keine Chance gegeben wird. Die Tendenz der Menschen in den armen Ländern, vom Land in die Städte zu fliehen, zeigt dies unverkennbar. Aber es ist mit Flüchtlingen, die lange und beschwerliche Reisen auf sich nehmen,

nicht anders. Das Flüchtlingselend resultiert eben zum andern nicht weniger aus einer inneren Not, aus einem Mangel an Bindung und Verbindlichkeit. Und die ist durch keine Ortsveränderung zu erlangen, im Gegenteil: sie leistet der inneren Bindungslosigkeit noch Vorschub.

Stets zuallererst an Flucht denken, wenn sich Probleme einstellen, ist eine menschlich einfühlbare, aber doch unreife Reaktion.

Sie resultiert aus der Verkennung und dem mangelnden Gespür für das, was das Leben lebenswert macht und dem man im Leben offensichtlich bis jetzt nicht begegnet ist. Wenn es noch so etwas wie Heimat gibt als den Ort, an dem man sich geborgen und verstanden fühlt dank den Menschen, mit denen man zusammenlebt, dann sind das soziale Werte, die grundsätzlich über jenen materiellen und nutzbringenden Dingen stehen, die man in äusseren Krisenlagen entbehrt und in einem andern Umfeld wieder zu erlangen erhofft. Und kehren diese Menschen später wieder zurück, sei es, weil sie das erhoffte Glück nicht fanden, oder sich die Verhältnisse im eigenen Land verbessert haben, so werden sie in der Regel keineswegs mit offnen Armen empfangen von jenen, die weder fliehen konnten noch wollten. Sie haben also ihre Flucht mit einem Verlust an Beziehung und Unterstützung in der ursprünglichen Umgebung erkauft. Wer nicht unmittelbar bedroht ist, soll bleiben. *Wer gerade in der Notlage eine wichtige Aufgabe sieht, der geht nicht fort.* Das Beispiel des Kabarettisten Wolf Biermann zeigt, wie sein Verbleiben in der DDR untrennbar mit seiner von ihm selbst gewählten Bestimmung zusammenhing und der Kampf gegen den Totalitarismus ihm so zum Lebenselixier wurde. Deshalb nur konnte das SED-Regime ihn eigentlich am stärksten bestrafen, indem es ihm nach einer Tournee im Westen die Rückreise verweigerte. Die Besten muss man aussperren, sie verlassen nicht freiwillig ihr Land, dafür ist ihnen die Situation nie schlimm genug.

Was zum Bleiben bewegt

Interessanter als die Frage, was einem aus den angestammten Welten, Tätigkeiten oder Gemeinschaften vertreibt, ist jene, was einem veranlasst, zu bleiben. Ist es nur die Gewohnheit, die Bequemlichkeit, die Angst vor Neuem? Das alles kann es sein. Aber ist demgegenüber der Wunsch nach Veränderung in jedem Fall ein wirklicher Aufbruch?

Ist es nicht ebenso häufig Flucht, nahe liegend, etwas im Stiche zu lassen, was das Leben bis anhin nicht zufriedenstellend erfüllt hat, und zu dessen Erfüllung wir selber nichts beigetragen haben? So oft hören wir in der auf Abwechslung erpichten Welt die Äusserung von Menschen, noch einmal etwas Neues zu beginnen, und sie halten es für wert, dazu alles Bisherige hinter sich zu lassen, was ihnen so sehr zur Wiederholung und zur Routine geworden ist. Doch der Grund ihres Neuanfangs enthält bereits den Keim dafür, dass das neu Begonnene wiederum keinen Bestand haben wird.

Routine kann heißen, es geht alles seitens gewohnten Gang, erschöpft sich darin und entleert sich. Routine kann aber auch heißen, etwas so gut und geübt zu beherrschen, dass nichts einem mehr hindert, jetzt wirklich in die Tiefe zu gelangen und nicht wieder mit den elementaren Tücken einer neuen Aufgabe sich herumschlagen zu müssen.

Neue Beziehungen, neue Tätigkeiten, neue Lebensräume – sie alle bringen uns nicht weiter, wenn sie nur Fluchtburgen vor der Mühsal und den Herausforderungen des bisherigen Lebens sind. Sie verdammen uns unter Umständen dazu, ganz von vorne zu beginnen, ja in unvergleichlich mühsamerer Art wieder auf jenen Stand der Daseinsgestaltung zu gelangen, mit dem erst wieder die freie Verfügbarkeit über das Können beginnt.

Nur was seine Fortsetzung findet und zu Ende geführt wird, was ausgeschöpft ist, macht innerlich wirklich frei.

Der Wechsel, der wirkliche Aufbruch, der nicht blos Ausflucht ist, gelingt – so paradox dies anmuten mag – eigentlich erst, wenn er nicht angestrebt wird, wenn das Verbleiben, das Aushalten, das Durchstehen die Regel geworden ist. Wer für sich ein neues Leben anstrebt, indem er das bisherige unterbricht, wird den Sprung nicht schaffen. Denn eine neue Bindung, von der man mehr erwartet als die alte einem gab, hat kaum Bestand. Wer seinen Beruf bei ersten grösseren Schwierigkeiten im Stich lässt, wird auch dem neuen nicht gerecht werden und nicht zu geben vermögen, was er ihm schuldet. Wer den eigenen Grund und Boden verlässt, weil es sich anderswo angeblich besser leben lässt, der wird am neuen Ort nur zu oft enttäuscht sein und sich der Kräfte beraubt sehen, die ihn erst instandsetzen, überhaupt Fuss zu fassen.

Änderungen, Wechsel und Neuanfänge gelingen nur jenen, die am alten Ort ausgeharrt haben und sich auch in der neuen Lebenslage aufs Bleiben einrichten werden. Etwas Neues beginnen kann nur, wer das Alte recht gelebt hat.

Adresse des Autors:

Dr. Peter Schmid
Kawazen 13
8536 Hüttwilen

Mit dem Alter steigt das Risiko für Alzheimer, dann sinkt es wieder

URALT UND GEISTIG FIT

(azpd) Alter muss nicht Abbau bedeuten. Das zeigen mehr und mehr Untersuchungen an sehr alten Menschen. Die neuste stammt aus dem Bezirk Cache im US-Bundesstaat Utah. Wer dort wohnt, lebt im Mittel fast zehn Jahre länger als die übrigen Amerikaner. Das liegt wohl daran, dass die gläubigen Mormonen weder Alkohol noch Tabak konsumieren.

Das Gebiet um Cache ist deshalb ein beliebtes Feld für Altersforscher. Sie wollen etwa wissen, wie häufig und in welchem Alter die Menschen an Alzheimer erkranken.

Das hängt von vielen Faktoren ab. Einer davon ist ein Bestandteil des Cholesterins namens Apo-E. Er kommt in mehreren Varianten vor. Eine bestimmte Variante von Apo-E führt dazu, dass ihre Träger relativ oft und früh an Alzheimer erkranken.

Das ist die schlechte Nachricht. Die gute ist, dass bei jenen Menschen, die trotz der schädlichen Variante nicht krank werden, das Risiko zwischen 80 und 85 Jahren wieder zu sinken beginnt.

Bei den Menschen ohne schädliche Variante steigt das Risiko für Alzheimer erst mit etwa 80 bis 85 Jahren an. Seinen Gipfel erreicht es mit 90 bis 95 Jahren und sinkt dann wieder.

Alter muss also nicht geistigen Abbau bedeuten. Wer die Risiken schadlos übersteht, kann sehr alt werden und dabei gesund und geistig fit bleiben.

AstraZeneca-Pressedienst